

Mein Sonnenkind

Hardy Schober

**MEIN SONNEN
KIND**

**Wie ich meine Tochter beim Amoklauf
in Winnenden verlor und nun gegen die
Waffenlobby kämpfe**

Aufgezeichnet von Daniel Oliver Bachmann

südwest^o

ISBN 978-3-517-08734-4

© 2012 by Südwest Verlag, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten. Vollständige oder auszugsweise Reproduktion, gleich welcher Form (Fotokopie, Mikrofilm, elektronische Datenverarbeitung oder andere Verfahren), Vervielfältigung und Weitergabe von Vervielfältigungen
nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Redaktionsleitung: Silke Kirsch

Projektleitung: Stefanie Heim

Lektorat: Judith Mark

Konzeption und Vermittlung: Ariadne Buch, Christine Proske

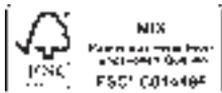
Umschlaggestaltung: R.M.E. Eschlbeck/Kreuzer/Botzenhardt

Layout und Satz: Nadine Thiel | kreativesatz, Baldham

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Printed in Germany



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

817 2635 4453 6271

Dieses Buch sollte es nicht geben müssen. Es erzählt von einer der größten Katastrophen, die je an einer deutschen Schule passierten: dem Amoklauf von Winnenden. Durch das Buch werden unsere toten Kinder nicht wieder lebendig. Doch es soll dazu beitragen zu verhindern, dass ein ähnliches Unglück noch einmal geschieht. Die politisch Verantwortlichen haben bislang wenig dafür getan, dass diese Gefahr aus unserem Alltag verschwindet. Deshalb gibt es dieses Buch.

Inhalt

Das Sonnenkind	11
„Du schaffst es, Jana! Du kommst durch!“	14
Eltern müssen draußen bleiben	19
Unsere Hoffnung überlebte am längsten	26
Der Schrei	30
Im Raum der Stille	35
„Wir haben alles getan, um das Leben Ihrer Tochter zu retten“	40
„Warum reden wir über die Waffen?“	46
In Janas Zimmer	50
„Die Felixe dürfen nie alleine sein“	52
Janas Auftrag	60
Wenn der Tod eines Kindes zum Vermächtnis wird	62
Schlaflose Nächte	66
Die Stiftung gegen Gewalt an Schulen – Wie alles anfang	72
Bewusstseinswandel?	80

Erste politische Reaktionen	82
Wir beginnen uns zu organisieren	88
„Großkaliber schießen – das ist, als würden Sie einen Rennwagen fahren“	93
„Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“	96
Wirklich eine Frage des Geldes?	101
Aktion, nicht Reaktion	105
Gewalterfahrungen frei Haus: Ego-Shooter	108
„Sie haben keine Chance. Die Politik ist durchgesetzt mit Waffenliebhabern“	111
Ein Statement für das Aktionsbündnis	119
Der Vater des Mörders	123
Der Prozess	127
Wie die Waffenlobby funktioniert	131
Mir san mir	136
Eine Politik der allzu ruhigen Hand	142
Codewort „Tigger“	146
„Chillen wir mal?“	150
„Es wurde Zeit, dass sich jemand darum kümmert“	153
Eine ganz normale Familie	156
Hass auf die Welt	159
Häuserkampf im Kinderzimmer	162
Der Killerspiel-Killer	167

Die schwarz-gelbe Lobby der Spieleindustrie	170
Erste Erfolge	175
Das Kostbarste, was wir haben: unsere Kinder	179
Unerwartete Unterstützung	185
„Empört euch, beschwert euch, wehrt euch!“	190
Ein vielstimmiges Plädoyer gegen Waffen	197
Vom Kampf zum Spiel	199
Jahreswechsel	203
Eine Initiative, die Mut macht	206
Nach dem Schock ist vor dem Schock	213
Viel Geld für viele Waffen	216
Ein zu hoher Preis	225
Warum muss ich kämpfen?	228
Gegen die Wand	231
Fakt ist ... was wir daraus machen	239
Der Optimist und der Pessimist in mir	242
„Nie wieder“	246
Epilog	249
Das Aktionsbündnis Amoklauf Winnenden	250
Quellen	252

Das Sonnenkind

Drei Tage vor der Katastrophe sah ich meine Tochter zum letzten Mal. Es war Karnevalszeit – Fastnacht, wie man bei uns sagt –, eine Zeit des Vergnügens, der Freude, des Spaßes.

Jana war begeisterte Tänzerin bei den Gardemädchen der „Waiblinger Salathengste“. Unsere Heimatstadt Winnenden, nahe der baden-württembergischen Hauptstadt Stuttgart, gehört zum Einzugsbereich der schwäbisch-alemannischen Fastnacht oder „Fasnet“. Eine jahrhundertealte Tradition, ursprünglich entstanden, um den Menschen an den Tagen vor Beginn der Fastenzeit ihre Verstrickung mit der Sünde vor Augen zu führen. Inzwischen ist von dieser alten Bedeutung kaum noch etwas zu spüren – nur gelegentlich klingt sie noch an, etwa in der Redensart „Fasnet ist eine ernste Sache“.

Für Jana war die Fasnet natürlich vor allem ein großer Spaß. Ich nannte sie „mein Sonnenkind“, weil ihre Freude so ansteckend war. Gab es irgendwo Probleme – sei es in der Schule, im Verein oder auch mal zu Hause –, hatte sie die Fähigkeit, alles schnell ins Positive zu wenden. In der Fasnet hat der Narr ursprünglich die Aufgabe, durch seine Freude am Leben den Tod vergessen zu lassen. Das traf auch auf Jana zu. Sie verkörperte pure Lebensfreude.

Sicherlich dachte sie an diesem 8. März 2009 an alles, nur nicht an den Tod. Wahrscheinlich dachte sie daran, dass sie mit ihren Mädels einen vorderen Rang beim Tanz-

wettbewerb belegen wollte. Fünfzehn Gardetanzgruppen traten an, und tatsächlich belegte ihre Truppe am Ende einen tollen dritten Platz. Jana dachte auch an meinen alten Mercedes, mit dem sie sich gerne spazieren fahren ließ. Sie liebte dieses Auto und fragte mich, ob ich sie nach der Veranstaltung damit abholen würde.

„Den Mercedes darfst du nie verkaufen, Papa“, sagte sie. „Ich mag das Auto viel zu sehr.“

An was mag sie noch gedacht haben? Vielleicht an die Musik, zu der sie tanzen würde. Sie stammte von Falco, dem österreichischen Superstar, der 1998 ebenfalls einen frühen Tod gestorben war. Das Stück hieß „Der Kommissar“, und die Gardemädchen traten als Polizisten und Verbrecher auf. Sie hatten falsche Waffen dabei. Wie seltsam es sich anfühlt, wenn ich das heute aufschreibe. Entreißt einem der Tod jäh ein geliebtes Kind, stellt man sich ständig die Frage: Hätte ich das nicht im Vorhinein spüren müssen? Gab es nicht Zeichen, die ich hätte deuten können? Wäre das Unglück zu verhindern gewesen?

Für meine Frau Ulrike und mich war der Tag, an dem Jana ihren Wettbewerb hatte, ein Tag wie viele andere. Ulrike brachte Jana zum Bus, der von der Rundsporthalle Waiblingen starten sollte. Ich musste einen Termin auf dem Landratsamt wahrnehmen. Kurz zuvor hatte ich einen Katalysator in Janas Lieblingsauto einbauen lassen, nun wollte ich mir die Umweltplakette besorgen. Wie gesagt: Ein ganz gewöhnlicher Tag.

Zu dieser Zeit arbeitete ich als Selbstständiger in der Immobilienbranche. Ich hatte viel mit Baufinanzierungen zu tun, half Menschen, sich ein Eigenheim zu erwerben, oder verwaltete ihre Mietobjekte. Die Hälfte meiner Arbeitszeit verbrachte ich in Leipzig. Dort hatte ich eine kleine Zweitwohnung. Am Tag nach Janas Tanzveranstaltung würde ich mich wieder dorthin aufmachen. Winnen-

den–Leipzig, das bedeutete sechs Stunden Fahrzeit, falls der Verkehr auf den Autobahnen mitspielte.

Am Abend holte ich Jana wie versprochen mit dem Mercedes ab. Wie ein Wasserfall sprudelte es aus ihr heraus: Ganz großartig war die Tanzveranstaltung gewesen, die Mädels in Hochform, die Kostüme super, sie hatten eine Menge Spaß gehabt. Als wir zu Hause eintrafen, gähnte sie bereits.

„Ich glaube, ich schlafe jetzt erst mal zehn Stunden am Stück“, lachte sie. „Ich gehe gleich ins Bett.“

Ich gab ihr einen Gutenachtkuss, ohne zu wissen, dass ich sie nie wieder in die Arme schließen würde. Ohne zu wissen, dass sie bald tot sein würde.

„Du schaffst es, Jana! Du kommst durch!“

Am nächsten Morgen war ich schon früh auf den Beinen. Bei einer Autovermietung besorgte ich einen Smart, und noch bevor Ulrike, Jana und ihre Schwester Annabell aufgestanden waren, bog ich bereits auf die A 81 ein. Ich hatte Glück, kam glatt durch alle Nadelöhre hindurch und erreichte Leipzig kurz vor Mittag. Die Stadt hat mir schon immer sehr gefallen; ich mag die prächtigen Häuser wie etwa Barthels Hof oder Speck's Hof, die der Innenstadt dieses charakteristische Bild einer Kaufmannsstadt verleihen. Und ich schätze die herzliche Freundlichkeit der Leipziger.

Gleich nach der Ankunft kümmerte ich mich um einen neuen Wagen, den ich kaufen wollte. Der alte Mercedes war eher ein Liebhaberstück, kein Familienauto, überhaupt nicht geeignet für längere Urlaubsfahrten oder Wochenendausflüge. Zwei Erwachsene, zwei Kinder und ein Hund brauchen ihren Platz, und so sah ich mir bei einem Händler im Stadtteil Wurzen einen Zweitwagen für uns, einen Renault, an. Wir wurden uns rasch handelseinig, und ich nahm mit dem neuen Wagen meinen nächsten Kundentermin wahr. Ein Haus kaufen oder verkaufen – das machen die meisten Menschen nur einmal im Leben. Deshalb braucht es seine Zeit und meist auch viele Gespräche. Eines davon stand nun an. Meine Kundin Sylvia Schuster

wollte ihr Haus verkaufen und hatte einige Detailfragen. Da ich für sie die Baufinanzierung abgewickelt hatte, war ich mit ihrer Situation bereits vertraut. Wir waren inzwischen ganz gut miteinander bekannt. Nachdem das Geschäftliche vom Tisch war, tauschten wir uns über unsere Familien aus. Sylvia Schuster war Schneidermeisterin und fertigte Kostüme für die Kölner Karnevalsvereine an.

„Ist Ihre Tochter nicht auch in der Fasnet aktiv?“, wollte sie wissen.

Ich erzählte von Janas letztem Tanzauftritt. Das Publikum war von den Kostümen der Garde begeistert gewesen. Das hörte Sylvia Schuster gerne.

„Deshalb liebe ich meinen Beruf. Die ausgefallenen Ideen, die fantasievollen Kostüme. Obwohl es harte Arbeit ist, all die Pailletten auf die Kleider zu nähen.“

Wir sprachen noch eine Zeit lang über die abgelaufene Karnevalssaison am Rhein, dann verabschiedete ich mich. Ich ahnte nicht, dass wir uns schon am nächsten Tag wieder hören sollten. Dann würde sie nicht über Baufinanzierungen sprechen und auch nicht über den Karneval. Sondern über eine Sache, die so schrecklich ist, dass die meisten Menschen sie verdrängen: Ein Amoklauf an einer Schule. Der Amoklauf an Janas Schule.

Manche Menschen, heißt es, besitzen die Gabe der Vorsehung. Ob das ein Segen oder ein Fluch ist, ist schwer zu sagen. Vermutlich Letzteres, denn was bleibt uns übrig, als das Geschehene zu akzeptieren? Trotzdem bedaure ich heute noch, dass ich am Mittwoch, den 11. März 2009 um 9:33 Uhr, nicht spürte, was sich gerade in Winnenden ereignete, das bis dahin eine friedliche kleine Stadt gewesen war. Um diese Zeit saß ich in meinem neuen Auto und fuhr zurück zum Händler. Der Grund ist eine ganz eigene Ironie des Schicksals: Das Autoradio funktionierte nicht.

Es benötigte einen Code, den der Händler mir nicht gegeben hatte. Die Folge war, dass ich nicht Radio hören konnte. So bekam ich nicht mit, wie überall in Deutschland Sendungen unterbrochen wurden für eine dramatische Sondermeldung: Ein Amoklauf an einer Schule in Süddeutschland. Eine Schießerei. Verletzte. Tote. Genaueres war noch nicht bekannt. Vom Informationschaos, das in diesen Minuten ausbrach, erfuhr ich erst später.

Dafür klingelte mein Telefon. Sylvia Schuster war dran, meine Kundin. Einen kurzen Moment lang dachte ich, dass ihr vielleicht noch eine amüsante Karnevalsanekdote eingefallen war oder ein Tipp für Janas neues Kleid. Doch ihre Stimme klang angespannt.

„Winnenden“, sagte sie, „da ist etwas passiert.“

In Winnenden passiert nie etwas. Nein, ganz so kann man das nicht sagen: Die Stadt liegt zwar im Windschatten von Stuttgart, ist aber mit ihren fast 28 000 Einwohnern ein lebendiger Ort mit viel Charme und hohem Freizeitwert. Außerdem ist Winnenden Schulzentrum mit gleich zwei Gymnasien und zwei Realschulen. Das Einzugsgebiet ist enorm: Gleich hinter der Stadt beginnt der Schwäbische Wald, ein ländliches Gebiet von beträchtlicher Größe. Kinder, die dort aufwachsen, gehen in Winnenden zur Schule: auf das Lessing-Gymnasium oder das Georg-Büchner-Gymnasium. Auf die Albertville-Realschule oder die Geschwister-Scholl-Realschule. Auf die Haselstein-Förderschule oder die Robert-Boehringer-Werkrealschule. Die vielen Kinder und Jugendlichen prägen das Ortsbild von Winnenden und geben der Stadt ein frisches, jugendliches Gesicht. „In Winnenden passiert nie etwas“ hieß bis zum 11. März 2009 so viel wie: In Winnenden passiert nie etwas Böses. Es schien einer der Orte zu sein, an denen die Welt noch in Ordnung ist. Heute wissen wir, dass es solche Orte nicht gibt. Dass selbst eine idyllische Stadt wie Winnen-

den sich von einer Sekunde auf die andere in eine Hölle verwandeln kann. Dass das überall wieder passieren kann, zu jeder Zeit an jedem Ort in Deutschland.

„Winnenden“, wiederholte Sylvia Schuster. Ihre Stimme zitterte jetzt, „da ist ein Amoklauf.“

Amoklauf. Dieses Wort hat sich in mein Gehirn eingebraut wie ein dunkler Fleck. Er lässt sich nie mehr entfernen, von diesem Augenblick an bis in alle Ewigkeit. Dieser Fleck ist dazu da, mich immer wieder daran zu erinnern, dass an jenem 11. März unschuldige Menschen sterben mussten. Er ruft mir schmerzhaft ins Gedächtnis, dass ein Amoklauf jederzeit wieder passieren kann. Dass wir das, was geschehen ist, hätten verhindern können. Dass so etwas sich nie wieder ereignen darf.

Sylvia Schuster schwieg. Ich bog inzwischen auf das Gelände des Händlers ein.

„Was für ein Amoklauf?“, fragte ich.

Meine Gedanken rasten. Es ist geradezu unheimlich, wie viel einem Menschen im Bruchteil einer Sekunde durch den Kopf gehen kann. Zuerst der Unglaube: Das kann nicht sein, doch nicht bei uns, nicht in Winnenden! Dann die Angst: Aber meinen Töchtern geht es gut? Dann die Panik: Ich muss mehr wissen, ich brauche Informationen! Sylvia konnte mir da nicht weiterhelfen. Sie wusste auch nicht mehr. Wir beendeten das Gespräch. Und ausgerechnet jetzt funktionierte das Radio nicht!

Wieder klingelte mein Handy. Es war Ulrike, meine Frau. Ihre Stimme war fest, obwohl sie Schreckliches zu berichten hatte.

„Jana wurde angeschossen“, sagte sie. „Und drei ihrer Freundinnen, die neben ihr in der Bank saßen.“

Ich weiß nicht mehr, wie unser Gespräch weiterverlief. Fragte ich nach dem Wer, nach dem Warum? Ulrike erinnert sich auch nicht mehr. Vermutlich sagte sie: „Ich fahre

sofort zur Schule.“ Vermutlich sagte ich: „Ich fahre sofort nach Hause.“ Sicher kann ich mir nicht sein. Ich weiß nur noch, dass ich kurz darauf in meiner kleinen Wohnung stand. Ich weiß, dass ich sorgfältig die Fenster schloss. Den Müll trug ich nicht hinaus, er war noch da, als ich ein halbes Jahr später wiederkam.

Dann war ich auf der Autobahn. Ich forderte dem Renault alles ab, was er unter der Motorhaube hatte. Ich brach sämtliche Verkehrsregeln. Ich schrie: „Halt durch, Jana, halt durch! Ich komme! Ich bin unterwegs!“

Ich klammerte mich an den Gedanken, dass Jana durchtrainiert war. Dass sie nie krank war. Dass sie stark war.

Ich schrie: „Du schaffst es, Jana! Du kommst durch!“, und trat das Gaspedal bis ans Bodenblech.

Es war die längste Fahrt meines Lebens, obwohl ich die Strecke noch nie so schnell zurückgelegt hatte. Als ich Winnenden erreichte, war dort das Chaos ausgebrochen.

Eltern müssen draußen bleiben

Wir leben in einer Zeit, die von Filmen geprägt ist. Passiert in einem Film ein Unglück, kommt irgendwann der Held der Geschichte und bringt Ordnung in die Unordnung. Im wirklichen Leben sieht das anders aus. Wir sind es nicht gewohnt, mit Situationen umzugehen, die wir nie zuvor erlebt haben. Auch die Polizei, die Feuerwehr, das Technische Hilfswerk (THW), die Sanitäter, Seelsorger und Psychologen können die Folgen eines Amoklaufs nicht üben. Niemand wusste, wie mit solch einer Situation umzugehen war. An diesem 11. März 2009 in Winnenden verhielten sich manche Menschen wie Helden. Andere versagten. Keinem ist ein Vorwurf zu machen. Denn alle begannen den Tag wie ich – den Kopf voller Pläne für den Alltag. Mit Ausnahme des Täters hatte niemand sich an diesem Morgen Gedanken über ein Massaker gemacht.

Während ich über die Autobahn raste, telefonierte ich unentwegt. Ulrike wusste nicht, wohin man die verletzten Kinder gebracht hatte. Keiner schien es zu wissen. Es gibt Dutzende Krankenhäuser rund um Winnenden und noch mehr in Stuttgart. Ich rief eine Bekannte im Krankenhaus Waiblingen an, unserer Nachbargemeinde, dann einen Kollegen aus dem Sportverein, der bei der Polizei arbeitete. Sie versprachen nachzuforschen und schnellstens zurückzurufen. Bald stellte sich heraus: Niemand will etwas sagen.

Stattdessen gab es unzählige Gerüchte. Furchtbare Gerüchte. Einige Kinder seien tot. Der Täter auf der Flucht. Nein, nicht auf der Flucht, noch in der Schule. Nein, nicht in der Schule, unterwegs im Auto. Nein, nicht in einem Auto, zu Fuß. Er habe Geiseln genommen. Es sei zu einem Feuereinsatz mit der Polizei gekommen.

Es gibt kaum etwas Schlimmeres, als ohne verlässliche Informationen zu sein. Um 15:15 Uhr kam ich in Winnenden an. Ich fuhr Richtung Hermann-Schwab-Halle, die nur 150 Meter von der Albertville-Realschule entfernt ist. Die Stadt sah aus wie ein Kriegsschauplatz. Ein Jahr später, bei der ersten Gedenkfeier, sollte Ralf Michelfelder, der Leiter der Waiblinger Polizeidirektion, in einer Pressemitteilung sagen: „Wir wollen keine optische Wiederholung des 11. März 2009.“ Das Bild, das sich mir bot, war schockierend: Überall wimmelte es von schwer bewaffneten Beamten. Auf der Fahrt hatte ich immer wieder versucht, mir einzureden, dass es vielleicht doch nicht so schlimm sei. Jetzt bestätigten sich meine schlimmsten Befürchtungen: In Winnenden war der Super-GAU passiert, der schlimmste anzunehmende Unfall. Trotzdem klammerte ich mich an einen Gedanken: Jana war stark, Jana würde überleben! Mittlerweile redete man von einem Dutzend Toten, und in den Gerüchten stieg die Zahl der Opfer von Stunde zu Stunde. Ein schwer verletztes Kind werde gerade im Helikopter ins Stuttgarter Katharinenhospital ausgeflogen, hieß es. War es Jana? Ich rief in Stuttgart an. Wir wissen von nichts, sagte man dort, tut uns leid. Nochmals klapperte ich alle Krankenhäuser telefonisch ab: Winnenden, Waiblingen, Backnang, Schorndorf. Überall dasselbe Resultat: Nichts, nichts, nichts!

Vielleicht wissen die anderen Schüler etwas? Einige von ihnen sollen im Hallenbad ausharren, hieß es. Denn es drohe Gefahr. Der Täter sei noch immer auf der Flucht;

nein, er ist gefasst; ist er nicht; doch, ist er. Jemand schreit, der Täter schieße auf ein Ladengeschäft. Er tötet schon wieder! Er knallt alles ab, was sich bewegt! Vielleicht kommt er zurück! Panik bricht aus.

Soll ich im Hallenbad nach Jana suchen? Oder in anderen Schulen? Einige Kinder wurden dorthin evakuiert. Eine neue Meldung: Ein vermisstes Kind wurde gefunden, die Eltern schließen es überglücklich in die Arme. Andere Eltern, die weiter bangen und vor Angst schon fast wahn-sinnig sind, freuen sich mit.

Ich machte mich auf zur Albertville-Realschule. Keiner darf sie betreten. Mit „keiner“ sind allerdings nur die Eltern gemeint. Der baden-württembergische Innenminister, der Bürgermeister und andere Politiker, auf die schon Fernsehkameras warten, gehören nicht zu „keiner“. Sie dürfen rein. Sie haben auch keine Kinder verloren. Eltern aber müssen draußen bleiben. Die Polizei sperrt uns aus.

Wieder rief ich Ulrike an: „Wo bist du?“

„In der Hermann-Schwab-Halle.“

Dort richteten Einsatzkräfte und Sanitäter ein Lagezentrum ein. Ich kam nicht durch, ließ irgendwann das Auto auf der Straße stehen. Noch mehr Polizei vor der Halle. Ein Polizist hielt mich zurück: „Sie dürfen nicht rein!“

Ich versuchte zu erklären, dass meine Tochter verletzt sei und meine Frau drinnen auf mich warte. Er glaubte mir nicht. Alle waren total verunsichert. Irgendwo da draußen war noch immer ein bewaffneter Mensch unterwegs, ohne Skrupel und entschlossen zu töten. Alles, was wir bis dahin als Lebensordnung gekannt hatten, brach in wenigen Augenblicken in sich zusammen.

Ich erklärte es dem Mann nochmals. Meine Tochter. Verletzt. Meine Frau. Da drin. Endlich ließ er mich durch. Ich rannte auf die Halle zu, betrat sie, schrak zurück: Was

war das? Weshalb die Stellwände? Die Halle sah aus wie eine Seuchenstation. Ich wusste nicht, dass sich hinter den Stellwänden psychologische Betreuer fieberhaft um Angehörige bemühten.

„Hardy!“

Der Schrei gellte durch die Halle. Ich erkannte die Stimme, natürlich erkannte ich die Stimme, sie gehörte Ulrike. Ich sah mich um. Sie lief auf mich zu. Auf einmal war ich umringt von Polizisten. Zwei Beamte fassten mich an den Armen, führten mich von ihr weg.

„Ulrike!“, rief ich, dann sah ich sie nicht mehr. Immer mehr Menschen drängten sich zwischen uns.

Die Beamten führten mich hinter eine der Stellwände. Sie redeten auf mich ein. Ich verstand nicht, was sie sagten. Ich verstand nur den einen Satz: Jana ist ihren Verletzungen erlegen.

Sie lebt nicht mehr.

Sie ist tot.

Jana ist tot.

Meine Tochter wurde 15 Jahre alt. Sie musste sterben, weil ein Waffennarr seine Beretta-Pistole im Haus herumliegen ließ. Sie musste sterben, weil dort auch jede Menge Munition herumlag. Sie musste sterben, weil der Sohn des Hauses die Pistole an sich nahm und Amok lief. So einfach ist das. Und so unbegreiflich.

Der 17-jährige Amokläufer ermordete außer Jana acht weitere Schüler, drei Lehrer, drei Passanten. Dann erschoss er sich selbst.

Das alles wusste ich noch nicht, als die Polizisten mich hinter die Stellwand zerrten. Keiner wusste es zu diesem Zeitpunkt.

In diesem Augenblick wusste ich nur: Jana ist tot. Sie ist tot. Sie hat es nicht geschafft.

Meine Frau durfte es mir nicht sagen. Sie wusste es schon seit einer Viertelstunde, und die Polizisten waren besorgt: „Wie wird ihr Mann reagieren?“

Inmitten des Chaos entschied die Polizei, dass es ihre Sache war, dem Vater die traurige Mitteilung zu machen.

Kurz nach dem Amoklauf begann sich die Sportschützenlobby zu formieren. Sie wusste, was auf sie zukommen würde: die Forderung, das Waffengesetz zu verschärfen. Sie war geübt darin, solche Angriffe abzuwehren. Das Beste war, selbst in die Offensive zu gehen.

Einer der rühmlichsten Waffenlobbyisten, der FDP-Bundestagsabgeordnete Hartfrid Wolff, sagte im Deutschen Bundestag: „Nicht zuerst die Waffe ist das Problem, sondern der Mensch, der sie einsetzt.“ Ins selbe Horn stieß FDP-Mann Serkan Tören. Auf diese Aussage hatte sich die Waffenlobby verständigt. Die Waffe ist nicht das Problem. Mit anderen Worten: Wir können nichts dafür.

Doch dieses Mal konnten sich die Lobbyisten nicht so einfach aus der Sache herausstellen. Schon bald nach dem Massaker erfuhren die Menschen in Deutschland, dass zwei Millionen Schützen mehr als sieben Millionen einsatzfähiger Schusswaffen gehortet hatten. Bis dahin waren wir alle der Meinung gewesen, dass die US-Amerikaner Weltmeister im Waffensammeln sind und hier in Europa allenfalls noch die Schweizer. Nun lernte eine fassungslose Mehrheit, dass mitten unter uns bis an die Zähne bewaffnete Menschen leben. Und dass viele von ihnen ihre Waffen und Munition äußerst fahrlässig aufbewahren.

Den Vertretern der Waffenlobby war das gleichgültig. Dafür wurden sie auch nicht bezahlt. Sie wurden für ihre Propaganda bezahlt. Unermüdlich wiederholten sie ihre immer gleiche Botschaft: Es ist der Mensch, nie die Waffe. Wir können nichts dafür. Deshalb braucht an den beste-



Hardy Schober

Mein Sonnenkind

Wie ich meine Tochter beim Amoklauf in Winnenden verlor und nun gegen die Waffenlobby kämpfe

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-517-08734-4

Südwest

Erscheinungstermin: Februar 2012

Ein Vater im Kampf gegen die Waffenlobby und Killerspiele

11. März 2009 – der Tag, der Hardy Schobers Leben für immer verändert. Der Tag des Amoklaufs von Winnenden. Jana Schober, 15 Jahre, stirbt durch eine Kugel des Attentäters. Hardy Schober verliert die geliebte Tochter. Doch statt sich zurückzuziehen, tritt er an die Öffentlichkeit: Er gibt seine Tätigkeit als Finanzierungsberater auf, gründet das Aktionsbündnis Amoklauf Winnenden und wird Vorstand der Stiftung. Damit beginnt sein Kampf für sichere Schulen, gegen Killerspiele und die unsichtbare Macht der Waffenlobby. Offene Anfeindungen, Drohbriefe und persönliche Angriffe gehören nun zu seinem Leben. Aber er lässt sich nicht einschüchtern und engagiert sich weiterhin, damit eine solche Tat nicht noch einmal geschieht. Harry Schobers Buch ist die persönliche, ergreifende Geschichte eines Vaters, der berichtet, wie ihn der Tod der Tochter traf, wie er mit dem Schmerz umgeht und bis heute versucht, die unbegreifliche Tat zu verstehen.